

dtv

»Um drei ahnt sie noch nicht, daß sich von diesem Tag an ihr Leben verändern wird.« – Sie ist achtundzwanzig Jahre alt, hochmusikalisch, verheiratet mit einem mittellosen Genie und führt ein Leben in seinem Schatten. Ihr Mann behandelt sie wie einen Gegenstand, und den Glauben an die Liebe hat Mathilde Schönberg längst aufgegeben. Bis sie Richard Gerstl begegnet und ein tödliches Drama seinen Lauf nimmt ... Mit psychologischem Spürsinn begibt sich Lea Singer auf die Fährte einer dramatischen und wahren Geschichte im Wiener Künstlermilieu. Sie zeigt die Schattenseite jener vermeintlich glänzenden Zeit und erzählt von einer stillen Frau zwischen zwei genialen Männern. – »Eine sinnlich-tödliche Fin-de-Siècle-Geschichte aus Wien, voller Poesie und Schmerzen.« (Hamburger Morgenpost)

Lea Singer studierte Kunstgeschichte, Musik- und Literaturwissenschaft. Sie ist Sachbuchautorin und Publizistin und lebt in München. 2000 erschien ihr erfolgreiches Romandebüt ›Die Zunge‹. Es folgten 2003 der Roman ›Wahnsinns Liebe‹ sowie 2005 ›Die österreichische Hure. 13 Unterhaltungen über Königin Marie Antoinette und die Pornographie‹ und der Roman ›Das nackte Leben‹. 2006 erschien ›Vier Farben der Treue‹, 2007 ›Mandelkern‹, 2008 ›Konzert für die linke Hand‹, 2012 ›Verdis letzte Versuchung‹, 2015 ›Anatomie der Wolken‹ und 2017 ›Die Poesie der Hörigkeit‹.

Lea Singer
Wahnsinns Liebe

Roman

dtv

Von Lea Singer
sind bei dtv außerdem erschienen:
Die Zunge (12954)
Das nackte Leben (21022)
Vier Farben der Treue (21154)
Konzert für die linke Hand (21323)
Mandelkern (21465)
Der Opernheld (21568)
Anatomie der Wolken (21666)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



7. Auflage 2018
© 2003, 2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Erstveröffentlichung:
Deutsche Verlags-Anstalt, München 2003
Verlagsgruppe Random House
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Adam und Eva‹ (1898) von Frank Eugene
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13434-7

Keine menschliche Beziehung verdient, in Schweigen erstickt zu werden, und wenn sie in die finsternen und verborgenen Abgründe der menschlichen Seele herunterreicht – gerade dann verdient sie am meisten, ans Licht gebracht, von allen studiert, verstanden, aufgehellt zu werden.

Egon Friedell

Eigentlich müsste er erleichtert sein, daß der Kerl tot ist. Mit ihm ist ein Problem aus der Welt, das ihn selbst beinahe umgebracht hat. Was ihn belastet, ist dieser Brief, den er jetzt schreiben muß. Alles würde er zahlen, wenn ihm das jemand abnähme. Aber erstens hat er nicht einmal genug Geld für die fällige Miete, und zweitens gibt es niemanden, der diesen Brief für ihn schreiben könnte. Es ist ja nicht einfach ein Kondolenzbrief an den Bruder des Toten. Es soll ein Drohbrief werden, der auf keinen Fall drohend klingen darf. Aber es muß unmißverständlich daraus hervorgehen, daß sein Name in Zusammenhang mit diesem Todesfall nicht genannt werden darf. Es wissen zwar einige, wie und warum dieser Kerl mit fünfundzwanzig Jahren ums Leben kam. Doch die meisten Mitwisser halten dicht. Und die näheren Umstände seines Todes dürfen sich auf keinen Fall herumsprechen. »Geben Sie seine Kränkungen wegen der ganzen Mißerfolge als Grund für die Tat an«, schreibt er.

Kann man das so stehenlassen?

Er zieht ein Taschentuch heraus und wischt sich die Glatze ab. So fest muß er den Füller umklammert haben, daß er eine hartnäckige Delle in den Mittelfinger gedrückt hat.

Durch das geöffnete Fenster dringt die naßkalte Novemberluft herein. Sie ist schwer vom Geruch des verfaulenden Laubs, doch sie tut ihm gut. Die passende Luft zu seinem Vorhaben. Von nebenan hört er ein

dumpfes Geräusch. Als wäre jemand zu Boden gefallen. Nein, er darf jetzt nicht an seine Frau denken. Das würde ihn ablenken von diesem Brief. Er will nicht wissen, was sie gerade macht und wie ihr zumute ist. Obwohl eben das sein Verhängnis geworden ist: daß er von ihr nichts weiß. Weder von dem, was ihr rundlicher, kleiner, weißer Körper begehrt, noch von dem, was sich hinter ihren dunklen Augen abspielt.

Vor ihm, über seinem Schreibtisch, steht eine Sperrholzwand, beklebt mit einer Girlandentapete. Sie ist nicht einmal an der Decke befestigt, sondern wird nur gehalten von Bücherregalen auf beiden Seiten. Zwei Fotos sind daran festgenagelt: zwei signierte Porträts des Mannes, den er einmal gehaßt hat und nun vergöttert. Von ihr, die er vor siebeneinhalb Jahren geheiratet hat, ist kein Bild zu sehen. Er wüßte nicht mal, in welcher Schublade er eines fände. Und ihr großes Porträt im Wohnzimmer wird er nun wohl vernichten. Oder verschenken. Nur dieses dünne Brett trennt die beiden, doch keine Wand könnte dicker sein.

Sie hat nicht damit gerechnet, daß er nach ihr schaut; ohne ersichtlichen Grund ist sie gerade gestolpert und hingefallen. Jetzt sitzt sie wieder am Schreibtisch und schreibt schnell, wie gehetzt. An denselben Adressaten wie ihr Mann. »Glauben Sie mir, er hat von uns beiden den leichteren Weg gewählt. Leben zu müssen ist in so einem Fall schrecklich schwer.« Sie setzt ab und schaut auf das Foto im angelaufenen Silberrahmen, das sie, ihren Mann und die beiden Kinder zeigt. Aber sie hat etwas anderes vor Augen: die Leiche eines jungen Mannes mit einer Schlinge um den Hals und einem Küchenmesser in der Brust. So sei er aufgefunden worden, hat man ihr gesagt. Wäre es besser, sie hätte das

wirklich gesehen? Dann wären wenigstens die Fragen beantwortet, die sie nun verfolgen.

Haben seine Augen offengestanden? Ist seine Haut verfärbt gewesen? Was hat er getragen, oder war er nackt? Wer hat ihn angefaßt und wo? Und wie haben sie ihn abtransportiert?

Sie legt den Füller zur Seite und geht hinüber ins Schlafzimmer. Es ist ungeheizt. Trotzdem zieht sie sich ganz langsam aus und schaut sich an in dem Spiegel, der in die Schranktür eingelassen ist. So sieht eine Frau aus, die zwei schwere Geburten hinter sich gebracht hat und keine Zeit hat, viel für sich zu tun. Sie legt ihre Hände unter ihre Brüste, läßt sie beben, fährt langsam über den weißen Bauch, das Schamhaar, zu den Schenkeln hinunter. Und schließt die Lider. »Diese Frisur entstellt dich. Mach dein Haar auf«, hört sie ihn sagen. Blind greift sie nach oben, zieht die Nadeln und den Kamm heraus. Spürt, wie die Haare fallen und ihren nackten Körper wärmen. Sie öffnet die Augen. Bis zur Taille umhüllt sie dieses dunkelbraune, rötlich schimmernde Fell. »Du bist schön«, hört sie ihn wieder. »Du bist schön und warm und wohltuend. Und ich bin bei dir zu Hause.«

Die Tür wird aufgerissen. Ihr Mann steht da. »Was machst du hier? Bist du des Wahnsinns? Es ist eiskalt hier.«

Er dreht sich weg und schlägt die Türe hinter sich zu.

Sie aber bleibt stehen. Tränenlos starrt sie sich an. Wozu hat sie ihn noch, diesen Körper? Überflüssiges, nutzloses Fleisch.

Strümpfe, Wäsche, Bluse, Rock, Schuhe. Sie kehrt zurück in jenes Abteil, das sie ihr Zimmer nennt, an ihren Schreibtisch, in die Gegenwart. Doch niemand

kann ihr die Erinnerung nehmen. Unwillkürlich lächelt sie. Drei Jahre hat sie gelebt. Und gelernt, was Liebe ist. Sie zieht die Schreibtischschublade auf und holt eine Horndose heraus. Braune Haare sind darin, seine Haare. Sie steckt die Nase hinein. Immer noch riechen sie nach ihm. Alles ist da, ganz nah. Und Mathilde sieht sich selbst am Anfang dieser Geschichte. Eine Frau von achtundzwanzig Jahren, geduldig, still, ohne Wünsche.

Um drei ahnt sie noch nicht, daß sich von diesem Tag an ihr Leben verändern wird. Sie bemerkt nur, daß es muffig riecht im Wohnzimmer. Wie immer haben sie ihre feuchten Mäntel übereinander auf einem Stuhl gestapelt. Warum stört keinen von den Männern dieser Geruch? Sie will sich nicht daran gewöhnen. Dabei hat sie sich an so vieles gewöhnt. Auch daran, daß alle sich immer hier zusammenrotten, ausgerechnet in dieser düsteren engen Wohnung. »... aber sie hat durchaus ihren Reiz«, sagen Besucher meistens verlegen. Ihr Mann und sie haben versucht, mit Phantasie und ohne Geld aus den vier kleinen, hohen, schlecht geschnittenen Zimmern das Beste zu machen. Die Gründerzeitmöbel, die sie aus Berlin mithergebracht haben, sind heiter wie Beichtstühle. Deswegen haben sie die Wände im Eßzimmer gelb, in seinem Arbeitsraum türkisfarben tapeziert, die Türen und eine Kommode azurblau lackiert, alte Orientteppiche, Kelims und geerbte Kaschmirschals über das Sofa, den Diwan und den Tisch gelegt und rotgrundige Teppiche

auf den Boden, egal wie abgetreten oder abgenutzt sie sind.

Ärmlich zu wohnen, damit hat sie keine Probleme. Denn verglichen mit ihrer Kindheit ist das hier prächtig. Fließend Wasser, eine Toilette, die sie nur mit ihrem Bruder teilen, der Wand an Wand mit ihnen wohnt; es ist ihr angenehm zu wissen, daß sie beim Putzen der Schüssel nur mit den Spuren von Menschen zu tun hat, die ihr vertraut sind. Und dann liegt die Wohnung in der Liechtensteinstraße, die in diesem Abschnitt zwar so wenig repräsentativ ist wie die Beiseln rechts und links, sich dafür aber im Alsergrund befindet. Im neunten Wiener Bezirk. Und der hat einen Ruf, der entschieden romantischer ist, als es Treppenhäuser mit Schwamm in der Wand, morsche Parkettböden und Zinkbadewannen in dunklen Küchen sind. Wer im Alsergrund haust, hat kein Geld, aber Einfälle, heißt es. Kein Renommee und keine Posten, aber gute Aussichten auf Nachruhm. Jedenfalls wohnen hier Maler, Psychoanalytiker, Musiker, Schriftsteller, Journalisten, Theaterleute und eben auch Komponisten wie Zemlinsky und Schönberg.

Wie immer hält sich Mathilde Schönberg auch an diesem Nachmittag heraus aus seinem Zimmer, aus seinem Kreis. Daß die Besucher sie übersehen wie einen Einrichtungsgegenstand, wie einen Ofen, der Wärme zu spenden, aber nicht aufzufallen hat, das macht ihr längst nichts mehr aus. Denn sie erbringen dafür eine Gegenleistung: Sie machen ihren Mann erträglich. Wenn sich die Meute wieder verzogen hat, wenn sie die Asche zusammenfegt, die Aschenbecher leert, die Tassen spült, ist er immer gutgelaunt. Seine vorstehenden Augen sind dann nicht mehr voll Weltschmerz, sie

schauen wach, sogar optimistisch. Man müßte, denkt Mathilde dann, in Apotheken Bewunderung in Flaschen kaufen können. Auf jeden Menschen wirkt sie wie Medizin, mehr noch: wie eine Glücksdroge. Und von der verabreichen die Schüler Schönberg große Dosen. Sie sind ihm geradezu verfallen. Oft kommt es Mathilde so vor, als würden sie ihm auch noch in den Tod folgen, obwohl sie wissen, daß er keineswegs der Befreier oder gar der Erlöser ist. Es reicht ihnen, daß so viele gegen ihn hetzen und es schon fast einem religiösen Bekenntnis gleichkommt, für ihn zu sein. Das schweißt sie zusammen. Und ihre Anbetung wirkt Wunder. Auch an diesem Nachmittag. Schon als Mathilde die ersten beiden Kannen Kaffee hineinträgt, sieht sie Schönberg an, daß seine Niedergeschlagenheit sich für ein paar Stunden verkrochen hat. Wie verwandelt scheint er. Die wulstige Falte zwischen seinen Brauen ist geglättet. Doch sie hört, daß gar nicht von fachlichen Problemen die Rede ist, sondern von irgendeinem Mann, über den sie anscheinend alle einer Meinung sind. Üblicherweise läßt Mathilde das, worüber in der Schülerrunde geredet wird, an sich ablaufen. Doch heute merkt sie, wie ihre Neugier wachgekitzelt wird, schon allein von der Erregtheit, mit der sie über diesen Mann herziehen. Es könnte sich um einen Kollegen aus einem anderen Lager handeln, denn jeder erklärt ihn für verrückt. Einstimmig wird der Kerl als größtenwahnsinnig verurteilt; der eine gibt seinen Kommentar erhitzt ab, der nächste abgeklärt wie ein alter Nervenarzt. Dreist, unberechenbar und hemmungslos, das sind noch die harmloseren Beschimpfungen. Wahrscheinlich, hört sie, sei die angestammte Heimat dieses Menschen der Narrenturm im Allgemeinen Kranken-

haus, ordentlich vergittert. Aufgebracht reden sie durcheinander, die Stimmung schaukelt sich hoch. Zurück in der Küche kann sie zwar die Worte nicht verstehen, doch sie hört, wie ungemütlich gereizt es klingt. Was kann das für ein Mensch sein, der diese sonst friedlichen Jünger derart feindselig stimmt? Was hat er ihnen angetan oder weggenommen, daß sie ihre kostbare Zeit beim Meister damit verschwenden, sich über diesen Außenstehenden das Maul zu zerreißen? Als sie fertig ist mit dem Abwasch des Mittagessensgeschirrs, sind die Schüler offenbar zurückgekehrt zum Thema Musik. Sie hört ihren Mann sprechen, Fragen zwischendrin, die übliche Geräuschkulisse. Aber als sie dann das Tablett mit Kannen, Tassen, Obers und Zucker zum zweiten Mal auf dem Beistelltisch absetzt, bricht das Geifern schon wieder los. »Er hat es zuerst bei Mahler versucht«, empört sich einer. »Und bei Ansorge soll er es auch probiert haben.« Sie haben noch mehr geraucht als sonst, und mit dem Geruch der regennassen Mäntel vermischt sich das zu einem schimmeligen, beißenden Gestank. Trotzdem geht sie nur ganz langsam zur Tür. »Bei Mahler! Wie kann er sich das nur herausnehmen! Der Kerl ist ja schamlos.« Und schon fast aus dem Zimmer, hört sie, wie einer ihren Mann begierig fragt: »Sag mal: Hat er sich an dich auch schon rangemacht?«

Die Küchenuhr zeigt Viertel nach fünf. Und sie ertappt sich dabei, wie sie unablässig versucht, sich ein Bild von diesem Mann zu machen. Von seiner Statur, seinem Blick, seiner Stimme. Bestimmt ist er groß und gutgewachsen, wahrscheinlich spricht er dunkel und leise, eher zögernd. Und sein Blick, der muß etwas haben, was irritiert, möglicherweise bedrängt, jeden-

falls etwas Ungewöhnliches. Kopfschüttelnd lächelt sie in sich hinein, weil sie feststellt, daß sie sich den Unbekannten schön und sympathisch denkt, so als wollte sie ihn mit dieser Vorstellung verteidigen gegen die Angriffe der anderen. Da ahnt sie zum ersten Mal, daß dieser Verrückte etwas für sie bedeuten wird. Glück oder Katastrophe? Nein, davon spürt sie nichts. Nur daß er mit ihr etwas zu tun haben wird – dieses Gefühl nistet sich ein in Mathilde.

Um sechs ist schlagartig Ruhe. Während sie im Durchzug die Stühle zurechtrückt, Asche auffegt und Kaffeepfützen von den Möbeln wischt, summt sie vor sich hin. Mahler. Mahler ist erlaubt. Seit ein paar Jahren allerdings erst, denn davor hat ihr Mann den berühmten Kollegen verachtet, den er nun gegen alle und jeden verteidigt, den er verklärt und zum Heiligen erhebt. Zwei Juden und Heiligenkult? Im Grunde leicht zu verstehen, findet Mathilde, denn wenn die Hochbegabten von all den bekennenden oder heimlichen Antisemiten in der Stadt angefeindet werden, ist es nur natürlich, wenn sie sich füreinander mehr entzünden, als es ihrem Charakter eigentlich entspräche. Denn insgeheim fällt ihnen das Bewundern schwer, und jeder möchte an seine Einzigartigkeit glauben; muß es ja auch, um durchzuhalten.

Genies unter sich – sie lächelt, wie üblich fast ohne die Mundwinkel zu heben, während sie direkt im Rücken ihres Ehemanns kehrt. Er sitzt schon wieder am Schreibtisch und arbeitet. Sie weiß, mit welchem Ergebnis: dafür, daß sie ihn wieder verspotten und niederbrüllen werden und öffentlich empfehlen, ihn in eine geschlossene Abteilung einzuweisen. Bizarr, denkt sie; Schönbergs Feinde schmähen ihn als geisteskrank,

Schönbergs Freunde aber bedienen sich derselben Vokabeln, wenn es einen anderen niederzumachen gilt.

Ihren Mann, das weiß sie, treiben solche Beschimpfungen in eine schwarze Stimmung, doch nie könnten sie ihn daran hindern, genauso weiterzumachen. Ob sich in diesem Trotz Genie zeigt, hat sich Mathilde schon oft gefragt. Und sie fragt sich auch, ob Mahler ihrem Mann wirklich etwas Gutes getan hat. Der Operndirektor hat Schönberg gelobt, empfohlen und ihm ermöglicht, seine Werke öffentlich aufzuführen. Aber das heißt auch: ermöglicht, Skandale loszutreten, die in Wien kaum ihresgleichen haben. Sie selbst hat sich an diese Skandale gewöhnt. Eine Hornhaut entwickelt gegen Anfeindungen, Beleidigungen und tätliche Übergriffe, die ihrem Mann gelten, aber sie mit-treffen.

Gut, einige Freunde hatten sie davor gewarnt, sich mit Schönberg einzulassen. Ihr eigener Bruder am deutlichsten. »Er ist ein Genie«, hatte Alexander gesagt. »Einer, an den sich noch alle erinnern, wenn ich längst vergessen bin.« Dummerweise hatte er das damals in Payerbach gesagt, als sie sich einbildete, sich in genau den Mann verliebt zu haben. Hier in Wien hätte sie bei Genieverdacht sofort den Rückzug angetreten. Aber Payerbach an der Rax ist das, was Wiener Stadtbewohner eine Idylle nennen, also ein Ort, wo man sich beim Langweilen gesund und gut fühlt.

Es duftete nach Heu und durchsonntem Holz, sie trug ein neues Kleid, dunkelblau mit weißen Tupfen. Sommer macht die Seele gefügig und den Körper auch. Es ist viel leichter, sich im Sommer hinzugeben, sogar einfach mal herzugeben, als in der kalten Zeit. Und so kam es ihr fast natürlich vor, in einer schwülen Nacht,

die nicht abkühlen wollte, alle Bedenken und sich selbst zu vergessen, weil der ganze Körper ohnehin schon feucht und warm war. Außerdem machte diese Harmlosigkeit des Ortes sie leichtfertig. Die friedlichen, satten Menschen dort, die nichts tun als essen, trinken, schlafen und mit kleinen Schritten spazieren gehen, kitzelten bei ihr die Lust wach, mittendrin alles zu tun, was sie skandalös fänden. Vielleicht reizte es sie auch, daß er besessen war von dem, woran er glaubte. Seine bedingungslose Hingabe an die Sache forderte sie heraus, die Versucherin zu spielen.

Wenn überall das träge Gelächter aus den Gartenwirtschaften zu hören war, wenn sich die biermüde gute Laune durch die Ortschaft ergoß, Teller klapperten, Bierkrüge mit dumpfem Klang aneinandergestoßen wurden, saß er, wie jetzt eben, an seinem Schreibtisch im Pensionszimmer und schrieb, neben sich ein Glas Veltliner mit Wasser. Ab und zu klatschte er eine Mücke auf seinem damals schon halbkahlen Kopf tot, aber sonst nahm er nichts wahr. Zwei Lieder hatte er schon komponiert, für eines hatte er nicht einmal acht Stunden gebraucht.

Es wurde gerade erst dunkel. Sie saß mit ihrem Bruder auf dem Holzbalkon, umhüllt von dieser Mischung aus Kuhstallgeruch und Tannen- und Wiesenduft, der ihr jeden Drang nahm, diesen Ort jemals wieder zu verlassen. Ihre Glieder wurden schwer und trotzdem lüstern.

»Er vertont einen Text von Dehmel«, sagte ihr Bruder. Sie kicherte.

»Warum lachst du?« fragte er. »Ich meine, ich bin ja froh, wenn du dich freust und nicht in Tränen aufgeht beim Gedanken an deinen vergötterten Poeten ...«

Sie kicherte noch heftiger. Denn dieser sogenannte Verehrer, der seit Jahren schon zögerte, eine Entscheidung zu treffen, sie zu wollen, sie endlich zu greifen und auszuziehen, jener Held der Melancholie mit den Händen aus Porzellan und dem Gemüt aus Glas: hier kam er ihr auf einmal nur lächerlich vor. Wie ein Huhn vor dem Überqueren der Straße, das vortrippelte, zurückfloh, Liebeschwüre gackerte, wieder nach vorn huschte. Schönberg dagegen mit seinen wulstigen Lippen, der immer nach Mann roch, der sich in Diskussionen erhitzte und das dann mit Wein und Bier und Schnaps zu löschen versuchte, der mit Heißhunger seinen Lungenbraten aß und den ofenwarmen Topfenstrudel vom Blech fingerte – der paßte besser hierher.

Es war sicher bereits zehn, als er zu den beiden trat, einen Stapel Papier in der Hand, eine Zigarette im Mundwinkel. Die Schuhe waren offen, die breite Krawatte hing wie ein Lumpen vor dem durchgeschwitzten Hemd. Er legte die Notenblätter auf dem wackeligen Balkontisch ab, direkt vor ihrem Bruder, seinem Lehrer, der nur zwei Jahre älter war. Aber, wie Schönberg spürte, zwei Jahrzehnte abgeklärter. Ihr Bruder steckte sein Gesicht, dieses Gesicht eines traurigen Kakadus, der sich jedoch über die Menschen lustig macht, sofort in die Blätter. Sein Schüler und Mathilde schwiegen. Schönberg zündete sich eine neue Zigarette an. Er paffte in die Nacht hinaus, aber die roch stärker.

»Ich habe es deiner Schwester gewidmet«, sprach er in die Rauchwolken. »Weil Mathilde die erste Frau ist, die ich kenne, die von Musik etwas versteht.« Sie hätte erröten wollen, was aber nicht geschah und im Dunkeln ohnehin keiner gesehen hätte. Ihr Bruder fuhr

zusammen, sagte jedoch kein Wort. Die Frau, die seiner Meinung nach mehr von Musik verstand als seine Schwester, setzte ihn, den angesehenen Alexander von Zemlinsky, seit einiger Zeit einem Wechselbad aus, das kaum zu ertragen war. Betörte, bewunderte und beleidigte ihn, verführte und verstieß ihn, machte ihn begehrlieh und machte ihn fertig. Mathilde sah dem grausamen Spiel verwundert zu, ohne sich einzumischen; sie hatte sich noch nie eingemischt. Daß Alex das nicht verstand: Eine Alma Schindler, trotzig schön und überzeugt, eine Auserwählte zu sein, strebte nach Höherem. Sie wollte zwar ein Genie heiraten, aber ein anerkanntes.

Nun tat er so, als beschäftigte ihn nur die Urlaubsarbeit Schönbergs. Und als er schließlich nickte und fragte: »Gibt es hier eigentlich noch Wein im Haus oder Sekt?«, da erst setzte sich der Schüler zu den beiden.

Drei Stunden später trat Mathilde nackt und barfuß ans Fenster ihres Zimmers. Weil sich ihre Haut noch immer klebrig anfühlte, hatte sie sich entschieden, ohne etwas am Leib ins trockene Leinen zu kriechen. Sie stand da, horchte hinaus in diese Nachtgeräusche, versuchte zu erraten, welches Tier wie ein Kind wimmerte, welches wie ein alter Parkettboden knarzte und ob es ein Baum, ein Mensch oder ein Vogel war, der dieses Schnarren hervorbrachte. Da hörte sie Schritte, schlurfende Schritte, wie von jemandem, der sehr weite Sandalen anhat, und hörte, wie ihre Tür aufging. Dann spürte sie seine Hände an ihren Hüften.

Die folgenden drei Wochen wurde sie nie ganz nüchtern. Tags döste sie, mal über einem Roman, mal über einem Gedichtband. Meistens aber las sie nur im

Himmel wie ein Analphabet. Sie verstand nicht, was er sagte, was welche Wolke bedeutete. Und empfand es als erlösend, so dumm sein zu dürfen. Mittags tranken alle drei zu Sülze oder kaltem Braten Grünen Veltliner, den sie mit nassen Tüchern umwickelt in den Luftzug stellten. Sie tranken kräftig, um danach die größte Hitze durchzuschlafen. Einen ganz anderen Schlaf als sonst. Dann arbeitete Mathildes Bruder zwei, drei Stunden, sein Schüler mindestens sechs.

Als sie zusammen nach Wien zurückfuhren, jeder um die drei Kilo schwerer, glänzend und braungebrannt, hatte Schönberg vier Lieder geschrieben und ein Streichsextett, das er »Verklärte Nacht« nannte, nach einem weiteren Gedicht von Mathildes Verehrer. Und hatte sie wortlos zu seiner Frau gemacht. Ob er sie der schwülen Nächte wegen so heftig begehrt hatte, in denen beide, die glitschigen Leiber aufeinander, sich fühlten wie glückliche Tiere, die keine Zeit und keine Sorgen kennen? Oder um ab und zu den Fängen seiner musikalischen Einfälle zu entkommen? Oder aber, was ihr im nachhinein am wahrscheinlichsten vorkommt, weil sie die Schwester seines verehrten Lehrers war? Damals war ihr das gleichgültig. Sie genoß es, endlich jemandes Geliebte zu sein und nicht nur die Frau, die alles anhörte und so ziemlich alles verstand. Mit Anfang Zwanzig demütigte es sie, dauernd zu hören: »... aber sie ist gescheit. Sehr gescheit.« Und dann legte keiner seine Hand auf ihren Schenkel, und keiner bat sie zum Ball. Und wenn sie mal einer nach Hause begleitete, dann gab er sie unten an der Tür ab wie eine geleerte Flasche.

Erst später wurde ihr bewußt, warum sie so willig gewesen war: Begehrt zu werden macht begehrllich.

Eine simple Rechnung. Selbst ein in ihren Augen uninteressanter Mann hätte sie allein dadurch erobert, daß er ihr verfiel, daß ihr weiblicher Dunstkreis ihm den Verstand umnebelte und ihn haltlos werden ließ. Diese natürliche Macht der Frau zu erleben hatte sie be rauscht.

Fünfeinhalb Jahre ist all das her an jenem Tag, an dem sie den Geruch der nassen Mäntel aus dem Zimmer zu verscheuchen sucht und überlegt, wer wohl der Irre sein könne, von dem sie geredet haben. Fünfeinhalb Jahre, gedrängt voll mit Umzügen, Hoffnungen, Enttäuschungen, fünfeinhalb Jahre unablässiger Geldnot. Summend wie so oft räumt und wischt sie an diesem Nachmittag hinter Arnolds breitem Rücken. Tausendmal hat sie das getan. Und um drei hätte sie noch nicht gehaut, was ihr heute dabei schlagartig bewußt werden wird. »Was soll der Lärm?« schreit er auf wie ein Schwerverletzter.

»Verzeih«, flüstert sie, hebt die blecherne Schaufel auf, die ihr aus der Hand gefallen ist und kehrt den Schmutz noch einmal zusammen. Es hat sie überfallen. Das Gefühl, nein: die Gewißheit, daß sie diesen Mann nicht liebt. Sie hat ihn niemals geliebt.

Mütterlich sei sie, haben ein paar seiner Schüler gesagt, und einige deutlich ältere Männer aus dem Bekanntenkreis haben das auch behauptet. Und jetzt auf einmal erkennt sie es: Sie ist seine Mutter. Denkt daran, daß sie ihm noch frische Hemden bügeln sollte, daß sie ihn dazu bewegen müßte, sich die Haare zu waschen, den Anzug zu lüften. Und sie ermahnt sich schon, an diesem Abend nicht nach dem Verrückten zu fragen, wenn Arnold über seine neueste Arbeit oder irgendeine seiner zahllosen Streitereien mit Journalisten